



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Anders, Fritz (Allihn, Max): Doktor Duttmüller und sein Freund : eine
Geschichte aus der Gegenwart : sechstes Kapitel : Alice

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Doctor Duttmüller und sein Freund

Eine Geschichte aus der Gegenwart von Fritz Anders (May Allihn)

Sechstes Kapitel

Alice



Frau von Nienhagen hatte wieder einmal ihr allgemeines Leiden, so hatte der neue Herr Doktor täglich Gelegenheit, eine Stunde im Fronhofe zu weilen, die Klagen der gnädigen Frau entgegenzunehmen und ihre sonstigen längern Betrachtungen anzuhören. Da er dies nicht allein mit großer Aufmerksamkeit und Geduld that, sondern mit sichtlichlicher Befriedigung wie einer, der seine Zeit gut anwendet — und dadurch unterschied er sich auf das vorteilhafteste von dem alten Blume, der immer schon nach der Thür schaute, wenn er sich kaum niedergelassen hatte —, so stieg er täglich in der Gnade bei der gnädigen Frau, und es währte nicht lange, so gehörte der Herr Doktor zu den Personen, über die sie ihre längern Betrachtungen anzustellen pflegte. Das war eine Auszeichnung. Der Herr Oberstleutnant genoß diese Auszeichnung nicht.

Frau von Nienhagen also saß im „Drawingroom“ in ihrem Lehnstessel, drückte den Stiel ihrer Lorgnette an das Kinn und sah nachdenklich in sich hinein. Vor ihr saß Doctor Duttmüller in aufmerksamer Haltung, den Cylinder in der Hand haltend.

Die Stellung einer Mutter ihren Töchtern gegenüber, sagte die gnädige Frau, ist die der ältern Freundin, nicht wahr? So habe ich es stets gehalten. Ich habe stets mit meinen Töchtern alles beraten und gefühlt. Ich habe stets ihre Angelegenheiten angesehen, als wären es die meinen; ich habe es für meine Pflicht gehalten, mit meinen Gedanken in ihr Wesen einzudringen. O, ich kenne meine Töchter.

Doctor Duttmüller verbeugte sich auf seinem Stuhl und fand das eben so natürlich wie lobenswert.

Ellen ist ein Kind, fuhr die gnädige Frau fort, Ellen ist thöricht, Ellen hat sich mir nie so attachirt wie ihrem Vater, was ich unbegreiflich finde.

Duttmüller fand es gleichfalls unbegreiflich.

Ellen kann nichts ernst nehmen. Ich habe Sorge, wie sie den Weg durchs Leben finden wird. Aber Alice ist ein verständiges Mädchen. Sie steht stets auf Yorks Seite. Oder daß ich nicht zu viel sage, sie widerspricht nie dem, was ich zum Lobe Yorks sage. Alice ist ein Mädchen ungewöhnlicher Art. Sie hat den Schwung des Geistes, den ich hatte, als ich jung war. Sie ist eine durchaus vornehme Natur. Sie faßt nichts Gemeines an, sie würde nie ihre Freude daran haben, mit dem Personal zu scherzen. Sie hat ihre Kunst, ihre Bücher und Schriften, darinnen ist sie glücklich, darin ist sie voll befriedigt. Können Sie sich Alice an der Waschwanne oder am Krankenbette denken?

Duttmüller konnte sich nicht denken.

Arbeiten müssen uns tägliche Brot würde sie töten. Ihr Blick ist in die Welt der Ideale gerichtet. Sehen Sie, das liebe ich so sehr an Alice, daß sie so durchsichtig ist. Man liest in ihrer Seele wie in einem aufgeschlagenen Buche. Sie

verdient einen Mann, der ihrer wert ist, der sie versteht, und der sie über das Kleine des Lebens hinwegträgt.

Duttmüller zweifelte nicht daran, daß sich ein solcher Mann finden werde. Und so ging es weiter in gründlichster Erörterung.

Während dessen saßen Alice und Ellen in ihrem Jungfernstübchen. Jede von ihnen hatte ihr besondres Reich, Alice an dem Fenster, das in den Park, Ellen an dem, das in den Küchengarten hinaus sah. Beide Reiche waren durch eine Ephenwand getrennt. Schon an der Einrichtung dieser beiden Ecken war die Verschiedenheit der beiden Schwestern zu erkennen. Alice hatte ihr Reich künstlerisch eingerichtet. Hier herrschte eine gewisse beabsichtigte malerische Unordnung. An der Wand hingen Studienblätter, auf dem Schreibtische lagen Schriften und Bücher, im Fenster stand eine Staffelei mit einem angefangnen Aquarell. Und im Schreibtische war ein geheimes Fach, worin ein ganzer Stoß von Tagebüchern eingeschlossen war. Eins davon war herausgenommen und lag aufgeschlagen auf dem Schreibtisch.

Ellen hatte als Mittelstück ihres Reichs ihren Nähtisch aufgestellt. Ihm gegenüber an der Wand hing eine Lithographie, das Bild Wellingtons bei Waterloo, ein fleißigerer Reiter auf einem unmöglichen Pferde. Ellen hatte das Bild aufgehängt, weil ihr der alte Herr leid that, den niemand haben wollte. Darüber hing ein aus bunten Lederstücken zusammengenähter Hampelmann, ein Gegenstand des Unwillens von Frau Mama, so oft sie das Tochterzimmer betrat und ihre umherschweifenden Blicke mit Bewußtsein auf dem Hampelmann hängen blieben. Mama pflegte dann zu sagen: Ellen, ich bitte dich! wie unfein! — Ach, Mama, pflegte dann Ellen zu antworten, laßt mir meinen Hampelmann. Er ist eine treue Seele und wird mich nie betrüben. Im übrigen war gut ausgeräumt, alles stand an seinem Plage, die chemische Schürze hing neben dem Staubbesen an der Wand. In der Fensternische hing ein Vogelbauer, worin ein Stieglitz wohnte, der anmutig zwitscherte und sein Futter, das in einem Wägelchen auf einer Gleitbahn war, an der Kette geschickt heranzog. Ellen pflegte den Stieglitz Professor zu nennen und ihm gern zuzusehen.

Alice, sagte sie bei einer solchen Gelegenheit einmal, wenn Papa in einem solchen Käfig säße, ich meine, wenn er ein Stieglitz wäre, ob der wohl sein Futter herankriegte?

Aber Ellen!

Der Ort des Zimmers, wo Sofa, Tisch und Stühle standen, war neutrales Gebiet.

Während also die gnädige Frau dem Herrn Doktor Vorlesung hielt, saß Ellen auf der Lehne des Sofas und studierte in ihrem chemischen Buche. Alice saß vor ihrem aufgeschlagenen Tagebuche, schrieb aber nicht, sondern schaute mit leeren Blicken in die Ferne und sah unglücklich aus. Als sie nun einmal aus tiefem Herzen seufzte, sah Ellen von ihrem Buche auf und sagte:

Alice, ich bitte dich um alles in der Welt, behaupte doch nicht solchen Unsinn.

Ich sage ja gar nichts.

O ja, du redest. Ich höre es ganz genau, du haderst mit deinem Schicksal.

Was fällt dir ein, Ellen!

Nawohl, du haderst. Ich bitte dich, giebt es etwas thörichteres, als einen Menschen, der hadert? Und warum? Weil du nicht weißt, was du willst, oder vielmehr, weil „Er“ nicht weiß, was er will.

Schweig still, es giebt gar keinen „Er.“

Nicht? Du hältst mich wohl für ein Bébé, Schatz? Zwar an Jahren bin ich noch nicht hervorragend, desto mehr aber an Weisheit. Nicht wahr, Professor?

Der Stieglitz nahm sich mit Entschiedenheit ein Korn aus seinem Wagen und ließ ihn darauf die Gleitbahn hinablaufen, was offenbar soviel als Ja bedeuten sollte.

Ich finde nur, sagte Alice, daß du ungewöhnlich dreist bist, und daß du dich um Dinge bekümmerst, die dich nichts angehn.

So? Die mich nichts angehn? Wer ist denn der Leidtragende, wenn Fräulein Alice Stimmungen haben und mit dem Geschicke hadern? Und wer muß das Gezeuße und thörichte Gerede mit anhören?

Ich sage ja gar nichts.

Doch, du redest fortwährend, und lauter Unsinn, und das höre ich ganz deutlich. Und ich weiß auch, woher das schlechte Wetter kommt. Das hängt mit gewissen Briefen in Elefantpapiercouverts zusammen. Jawohl! Und ich weiß auch, wer „Er“ ist. Er ist ein Dichter oder so etwas. Jedenfalls gehört er zu den Herren von den brotlosen Künsten. Ich bitte dich, Alice, einen Dichter anzuschwärmen! Ich hätte nie von dir gedacht, daß du so tief sinken würdest.

Ellen, du bist unerträglich. Übrigens habe ich dir schon gesagt, daß es keinen „Er“ giebt, mag er Dichter oder sonst etwas sein.

So? Na dann höre einmal zu. Damit holte sie ein Blatt Papier, es war Elefantpapier mit unbeschnittenen Rändern, aus der Tasche und las mit drolliger Übertreibung:

Dich sah ich schon. Vor tausend Jahren sah ich dich
In einer Julimitternacht. Von oben,
Wo am kristallinen Himmelsdom der Mond
Gleich einer ungeborenen Seele zittert,
Von oben fiel herab ein Blüten Schleier
Hellglänzend, zart gewebt aus Ruh und Schlummer,
Der hüllte ein dein Haupt und machte dich
Unsterblich. Ja. Und also lebt dein Bild
In meiner Seele.

Ellen lachte hell auf. Alice war blaß und rot geworden, war auf Ellen zugestürzt und hatte versucht, ihr das Blatt zu entreißen, Ellen war auf die Sofa lehne gesprungen und hielt ihr Blatt hoch, während sie las. Soll ich dir sagen, was das ist? rief sie. Das ist blanker Unsinn. Der Mond zittert am Himmel herum wie eine ungeborene Seele, das ist ein ungeborener Gedanke. Alice, nimm dich vor dem Menschen in acht, das ist ein fauler Kopp.

Wo hast du das Blatt her?

Nicht gestohlen! Wenn aber Fräulein Alice ihre Geheimnisse herumschmeißt, so kommen sie in falsche Hände, und Bébés können sich ihren Vers darauf machen.

Ellen, bitte, gieb mir das Blatt zurück.

Da hast du es, aber schwöre mir —

Da öffnete sich die Thür, und eine junge Dame in sehr eleganter Kleidung und mit hübschen, aber nicht gerade vornehmen Gesichtszügen trat auf die Schwelle. Es war Lydia, die Tochter des Direktors Wenzel.

Kinder, rief sie, was macht ihr da?

Wir memorieren ein Kochrezept, erwiderte Ellen ohne Besinnen. Also, noch einmal: Fünf Eier, ein halbes Liter Maizena, eine Messerspitze voll Baldrian — weiter! — na, weiter, weiter! Fräulein sind faul gewesen und wissen nichts. Morgen noch einmal. Da haben Sie Ihr Dpus.

Damit gab sie das Blatt zurück, das Alice schleunigst verschwinden ließ.

Kinder, rief Fräulein Lydia, nehmt es nicht übel, wenn ich euch überfalle, aber ich konnte es zu Hause einfach nicht aushalten. Ein alter Jude aus Berlin ist da, und noch einer, der wenigstens zur Hälfte auch ein Jude ist, und sein Bruder, den sie Doktor nennen, es ist aber einer von den Doktors, die nichts können, sondern nur so heißen. Und ein Advokat, ein alter, ganz abscheulicher Kerl, der sich herausnimmt, junge Mädchen in die Backen zu kneifen. Erst sind sie überall herumgekrochen, und dann sind sie nicht etwa in das Bureau gegangen, Gott bewahre, sondern sie haben sich in die gute Stube gesetzt und rauchen, daß man nicht durchsehen kann. Wer sich blicken läßt, wird hinausgethan. Und alle Augen-

blicke heißt es, eine Flasche Selterwasser, eine Flasche von diesem Wein, eine Flasche von jenem Wein. Ich wundre mich, daß sich das Vater gefallen läßt. Wir sind doch kein Hotel. Da habe ich Johann anspannen lassen und bin hergekommen.

Das ist reizend von dir, erwiderte Ellen, komm, leg ab.

Nein, Kinder, sagte Fräulein Lydia. Johann wartet unten mit dem Wagen, und wenn ihr wollt, fahren wir in den Böhnhardt und lassen uns auf dem Forsthaufe ein Glas Milch geben.

Gedanke von Schiller! rief Ellen. Auch Alice hatte nichts dagegen, vielmehr wurde sie ganz lebhaft. Welches junge Mädchen führe nicht gern in einem schönen Wagen mit ein paar eleganten Pferden davor und einem feinen Kutscher auf dem Bod. Schnell waren die Hüte aufgesetzt, und hinaus waren sie.

Und das Tagebuch war vergessen worden und offen auf dem Tische liegen geblieben. Wir thun kein Unrecht, wenn wir hineinschauen. Der Wind, der zum offenen Fenster hereinweht, ist so gut, uns die Seiten umzuwenden. Wir lesen natürlich nicht alles, sondern nur hier und da einen Abschnitt, wie er uns gerade in die Augen fällt.

*

. . . Ein jeder muß seinen Boden unter den Füßen haben. Ich habe keinen Boden unter mir. Was ist der Inhalt meines Lebens? Unser Leben geht dahin wie ein Geschwätz. Ich wurzle in der Luft gleich der Orchidee auf fremdem Stamme, ich reiche nicht zum Boden hinab. Ich blühe nur, ich bringe keine Frucht. Wenn ich morgen sterbe, was wird dann von mir übrig bleiben? Ein paar verdorbne Bogen Aquarellpapier, die man, wie sie es verdienen, in den Ofen wirft. Ja, wenn ich Künstlerin wäre! Der Künstler hat das Recht, hoch oben zu wurzeln und von fremdem Stamme zu leben. Aber ich?!

*

Gestern kam ein Brief von S. aus Rom. Paris, Florenz, Rom, das ist ein Weg, den sichs zu gehn lohnt. Er ist begeistert von all dem Herrlichen, was er gesehen und genossen hat. „An Ihrer Seite, schreibt er, wäre mirs ein doppelter Genuß. Der schöne Eindruck würde Widerhall finden, die Kraft des Seelenklangs würde durch den Widerklang wachsen. Sie würde That werden.“ Was kann ich ihm sein? Aber ich begreife es. Der Widerklang stärkt den Klang. Das Holz bringt keinen Ton hervor, aber was die Saite singt, das singt es nach, und so wird es zu verstärkter Kraft. Es müßte eine schöne Lebensaufgabe sein, der Genosse eines Meisters zu sein, schönes zu empfangen und zu bewahren und es ihm wiederzugeben, und so bauen zu helfen. Ach überhaupt nur eine Aufgabe, und wäre es die bescheidenste!

*

„Was muß ich thun, daß ich selig werde?“ Dies Spielen in Gedanken und mit den Gedanken, ist eine That? Das Sehnen nach einem Glücke, das es vielleicht gar nicht giebt, ist es die Seligkeit? Gieb mir zu thun, o Gott, ich verschmachte in Thatlosigkeit.

*

Wie beneide ich Ellen. Fast noch ein Kind! aber sie ist reifer als ich. Und sie ist besser. Ich dulde es, daß ein Mann mich du nennt. Zwar nur in Gedichten; ist das aber nicht noch schlimmer? Und ist diese Seelenfreundschaft wirklich nur Freundschaft? Bleibt mein Herz ruhig, klar, seiner selbst sicher, wenn er redet? Was ist Liebe? Liebe ich ihn? Auch diesen Blättern darf ich es nicht anvertrauen, weiß ich es doch selbst nicht. Und doch bin ich stolz.

Dich sah ich schon, vor tausend Jahren sah ich dich . . .
(Und so weiter)

Bin ich das? Sehe ich so aus? Ich möchte anders sein. Nicht unsterblich unter einem Schleier von Traum und Schlummer, ich bin bescheidner; nur ein sterbliches Leben will ich haben, aber gefüllt mit Arbeit — mit Arbeit.

Bei Tante Vili, als ich vorm Jahre in Berlin Malen lernte, sah ich ihn zum erstenmale. Alle schwärmten für ihn, und mir gefiel er auf den ersten Blick — nicht. Man sagt, daß der erste Blick entscheide, aber ich täuschte mich wohl. Er hatte etwas — ich kann nicht sagen was — im Blicke. Er hatte zuviel Weiß im Auge, würde Ellen gesagt haben, und ich glaube, er posierte ein wenig. Später redete er mich an. Er hat einen einschmeichelnden Klang in seiner Stimme. Und was er redet, das ist nicht gewöhnlich. Es sind Klänge aus einer fremden Welt. Diese Welt ist nicht das grüne, blumige Thal, sondern der Berggipfel, Fels und Eis. Ich möchte nicht droben wohnen, doch zieht michs an. Damals malte er noch; jetzt dichtet er. Und ich wurde gewürdigt, seinem Werdegange zu folgen, mit ihm zu hoffen und zu streben.

Wenn ich ein Mann wäre, ich weiß nicht, was ich thun würde. Sollte ich wünschen, auf der Menschheit Höhen zu wandeln, das Herz voll Licht, das Auge auf das ewig Wahre gerichtet und nichts zu thun, als wozu mich die innere Stimme ruft? Oder sollte ich meinen Stolz in Dienen suchen? — Dem eignen Willen ein Knecht sein ist gemein, den eignen Willen opfern und fremdem Wohle dienen ist edel. Als Priester oder Arzt oder Lehrer. Dienen ist das Höchste. Ich bin ein Weib, der Boden hält mich fest, aber ich kann dem Fluge meines Adlers nachsehen, ich kann für ihn hoffen und beten. — Ob ich wohl Diakonisse werden könnte? Das wäre ein Beruf des Dienens. Was wohl Mama dazu sagen würde? Auch braucht man nicht Bildhauer zu sein, um Menschen zu bilden, eine Galatee, ein lebendes Bildwerk, nicht aus Marmor, sondern aus bildsamem Geiste. Ich hätte wohl Lehrerin werden können. Aber das ist nun zu spät.

Ach, meine Sehnsucht aus diesem großen Nichts heraus. Gott, gieb mir eine Aufgabe.

Wir hören den Wagen unten wieder vordfahren und dann eilige Schritte. Alice tritt herein. Sie stößt einen Seufzer der Erleichterung aus. Das Buch liegt unberührt auf dem Tische. Eilig schließt sie es weg, und eilig ergreift sie ein Tuch, das sie offenbar vergessen zu haben vorgegeben hatte. Darauf verschwindet sie wieder.

Fürchte nichts, Mädchen, wir verraten dich nicht. Was wir gelesen haben, wir vertrauen es nur dem verschwiegenen Papier an.

Der Wagen fuhr in dem Trabe, der sich für einen herrschaftlichen Wagen ziemt, die Dorfstraße in die Höhe und an Happichs Gasthof vorüber. Happich stand mit der langen Pfeife am Fenster, und die gerade anwesenden Fleischer und andern Gäste eilten ans Fenster, sahen dem Wagen nach und taxierten den Wert der Pferde. Oben kam man am Pfarrhause vorüber. Die alte Frau Pastorin saß mit einem Strickstrumpf in der Hand in der Laube vor der Thür. Man grüßte mit Händen und Sonnenschirmen freundlich hinauf und erhielt eben solche Erwiderung. Dann kam der Herr Forsteleve. Diesem wurde auf seinen Gruß einigermaßen majestätisch gedankt. Dann kam die alte Webern, die Holz aus dem Walde geholt hatte. Dieser wurde ein Scherzwort zugerufen. Dann gelangte man in den Wald, „den frischen, grünen Wald — den Wald.“ Am liebsten hätte man gesungen, aber man mußte Rücksicht auf Johann nehmen. Junge Mädchen in einem eleganten

Wagen, einen eleganten Kutscher vor sich, singender Weise durch den Wald fahrend, kommt in keiner anständigen Geschichte vor. Und als Ellen ihren Gefühlen dennoch nicht Zwang anlegte und den tiefblauen Himmel und das lichtgrüne Thal ansah, wurde ihr ernstlich beigebracht, was sich schicke — auch im Walde, auch wenn es niemand hörte als Johann.

So fuhr man mit großem Genusse im Böhnhardt umher und landete zuletzt an der Försterei, die nicht weit von Heinrichshall im Walde lag. Der Böhnhardt war nicht gerade wildromantisch, aber er hatte doch wenigstens eine Klippe, die über die Umgebung der Bäume hinaus ragte, und auf der ein trigonometrisches Dreibein stand. Unter der Klippe auf einer Waldwiese lag die Försterei. Sie war nicht bloß die Dienstwohnung eines Forstbeamten, sondern zugleich ein bescheidenes Gasthaus, wo man mäßiges Bier aber ausgezeichnete Milch kriegen konnte. Ein paar Tische und Stühle und eine Pfeifenkrautlaube standen für die Gäste bereit.

Nachdem man sich gesetzt und an der Milch gelabt hatte, bemerkte man, daß am Nebentische ein Herr saß, der weder aus Braunsfels, noch aus einem der umliegenden Dörfer sein konnte. Er trug eine großstädtische Kleidung und einen Hut mit Kühngeschwungner Krempe und eingefaltetem Kopfteil. Er drehte den Damen den Rücken zu und schrieb ab und zu eine Zeile in sein Notizbuch. Schon wollten die jungen Mädchen unter sich die Frage aufwerfen, ob es ein Weinreisender oder ein Schauspieler sei, als er sich erhob und ein schmales, blaßes und „durchgeistetes“ Gesicht zeigte, dem das Pincenez und der nur bescheiden „erreichte“ Bartbindenbart nicht übel stand. Wenn man ihn in die entsprechende Tracht gesteckt hätte, so würde er eine nicht üble Van Dyl-Figur abgegeben haben. Der fremde Herr schob seinen Kneifer zurecht, kam schleifenden Schrittes heran und grüßte die Damen steif verbindlich. Gestatten, meine Damen, sagte er, daß ich mich vorstelle: Sembritzky, Feodor Sembritzky.

Er sagte es mit einem Ton in der Stimme, als wolle er etwas erfreuliches mitteilen, und als erwartete er von den Damen einen Laut freudiger Überraschung zu vernehmen. Darauf wandte er sich an Fräulein Lydia und sagte: Gnädiges Fräulein — habe heute schon bei Ihrem Herrn Vater die Ehre gehabt, machte vor Alice eine respektvolle Verbeugung, der er einen leuchtenden Blick folgen ließ, worauf Alice tief erröthete, und begnadete Ellen mit einer flüchtigen Verbeugung, die diese noch flüchtiger erwiderte.

Damen gestatten, fuhr er fort, daß ich einen Augenblick Platz nehme. Es war nämlich unmöglich, bei Ihrem Herrn Vater länger auszuhalten. Die Herren rauchten, als wollten sie die Luft in einen festen Körper verwandeln. Ich fühlte mich bereits steinern werden. Da ich mich nun noch für zu jung für ein Steinbildnis halte, so bin ich ausgewandert, hierher in den Hauch urgrünen Daseins. Wenn Sie also gestatten —

Die Damen gestatteten. Nach ein paar gleichgiltigen Worten, die darauf gewechselt wurden, fuhr Sembritzky fort: Sie müssen wissen, meine Damen, daß ich wie Raupe und Schmetterling eine Doppelnatur besitze, nur daß ich bald Raupe und bald Schmetterling bin. Heute bin ich als Bruder meines Bruders und Besitzer von so und so viel Auzen des Holzweißiger Werks Raupe. Und doch, damit der Tag nicht gänzlich verloren gehe, habe ich das Glück gehabt (leuchtender Blick auf Alice), werthe Bekanntschaft zu erneuern.

Ah, sagte Ellen, dann sind Sie gewiß der bewußte Doktor — der —

Aber Ellen, rief Lydia ganz erschrocken.

Was für ein Doktor, liebes Fräulein? fragte Doktor Sembritzky gütig.

Ellen antwortete mit einem entrüsteten Blick. Wie konnte der Mensch liebes Fräulein sagen. Es fehlte bloß noch, daß er kleines Fräulein gesagt hätte, als wenn sie noch kurze Kleider trüge. Darauf fuhr sie mit kühler Gelassenheit fort:

— der Doktor heißt, aber nichts kann.

Aber Ellen!!

Sie meinen vermutlich, liebes Fräulein, sagte Doktor Sembrizky mit freundlicher Herablassung, jeder, der Doktor heißt, müsse auch ein Arzt sein?

Und den Doktorhut aufhaben und eine große Flasche Medizin in der Rocktasche tragen? Nicht wahr? Nein, das meine ich nicht. Ich meine nur, wenn einer Doktor ist und heißt nur so, so ist das nicht gerade viel. Man muß doch etwas wissen — irgend etwas, um es lehren zu können.

Und Sie meinen, daß ich einer von den Doktoren bin, die nichts wissen und nichts lehren können? Meinen Sie nicht, daß der Dichter im höchsten Sinne des Worts ein Lehrer der Menschheit ist? Hier nahm seine Stimme einen klingenden Ton an. Er, der mit schauendem Auge sieht und mit hörendem Ohre hört, er, der die verborgnen Beziehungen der Dinge begreift, der dem Volke das Buch des Daseins aufschlägt und als ein Priester der Wahrheit seines Amtes waltet?

Ach, Sie sind ein Dichter? Schöner Beruf das.

Ja, liebes Fräulein, ein schöner Beruf, ein reicher Beruf. Dem Dichter erschließt sich die Welt in ihrer ganzen Fülle. Er hört redende Stimmen, wo andre glauben, es sei des Windes Rauschen, er sieht die Zeit an ihrem Webstuhl sitzen und ihr ewiges Gewand aus Millionen Fäden weben. Hier im Walde, die närrischen Pilze, die anmutigen Farnkräuter, die summende Fliege, das verschwiegene Grün, sie alle haben ihm viel zu verraten.

Man sagt, daß des raunenden Waldes Sagen
Sich nie und nirgend zugetragen.
Doch der Dichter ist ein Sonntagskind,
Das nicht ist, wie die andern, blind.
Durch den Wald bei zitterndem Mondenschein
Tanz um den Dichter der Elfenreihn.
Wie Lilienblüten im Morgengraun,
So sind die weißen Leiber zu schaun.
Sie winken wonnig mit Händen und Füßen . . .

Alice und Lydia blickten, als die Poesie gar zu unbescheiden wurde, etwas bänglich zu Boden, aber Ellen lachte hell auf und rief: Mit den Füßen, Herr Doktor? Haben Sie schon jemand mit den Füßen winken sehen? Sehen Sie! Aber ich. Als Onkel Alfons auf Jünens Seehunde schließen wollte, da legte er sich auf den Rücken und winkte wonnig mit den Thranstiefeln.

Der Dichter lachte über die originelle Bemerkung, doch klang das Lachen etwas gezwungen. Auch verließ er den Gegenstand und wandte sich den Farben zu, den Farben der Natur, wie sie des Künstlers Auge sieht, einen grünen Himmel und ein braunes Gras und ein schwarzes Laub. Und Birken, viele Birken, wegen des weißen Stammes, und weil eine moderne Landschaft ohne Birken undenkbar ist. Und von da kam er auf moderne Farben und moderne Kleidung zu sprechen. Hier wurde Lydia lebendig, die für Poesie wenig, aber für moderne Tracht ein großes Interesse hatte. Und Sembrizky zeigte sich sachverständig, und es entwickelte sich ein ganz unpoetisches Gespräch, nur daß der Dichter von Zeit zu Zeit einen seelenvollen Blick auf Alice warf und „Herzensteine“ der Prosa einmischte. Doch führte die Erörterung der modernen Tracht auf die des modernen Denkens. Der Dichter nahm seinen Hut ab, beschattete seine Denkerstirn mit der Hand und offenbarte tief sinnige Ideen von dem Rechte des Daseins, des An-sich-seins, des Für-sich-seins, daß das Leben als Daseinszweck im Sich-selbst-ausleben bestehe, und daß das Höchste der sich selbst vollende Eigenwille sei, ein Autokrat, der seinen Thron jenseits von Gut und Böse habe. — Ja, meine Damen, jenseits von Gut und Böse, die nur wechselnde Schatten des Tages sind. — Ewig aber ist der Wille, nicht der sich verneinende, sondern der zu sich selbst Ja sagende Herrenwille. Und auch die Geschlechter der Menschen, die über die Welt ziehn, sind Wiederholungen desselben einen wollenden Willens. So lehrt es der Meister.

Auch so ein Doktor, Herr Doktor? fragte Ellen.

Ja, auch einer. Aber ein Fürst des Geistes. Und er hat Recht. Und wer Augen hat zu sehen, der sieht in der Gegenwart das ewig Vergangne, in dem Menschen, der nun atmet, denkt, liebt, den Menschen, der einst war, und in dem, der einst war, den, der nun ist.

Dich sah ich schon. Vor tausend Jahren sah ich dich

In einer Julimitternacht. Von oben,

Wo am kristallnem Dom der Mond

Gleich — gleich —

Gleich einer ungeborenen Seele zittert, fuhr Ellen halblaut fort, indem sie belustigt den Blick von dem Dichter zu Alice und zurückschweifen ließ und ihr Zitat mit einem leise gepiffnen Signal endete. — Der Dichter, der das Wort von der ungeborenen Seele dennoch gehört hatte, war gleichfalls überrascht. Woher wußte diese junge Dame dieses Wort, das sein eigenstes Eigentum war? Aber er hatte ja das Gedicht „Dich sah ich schon“ mehr als einer der von ihm verehrten Damen gesandt, er hatte es schon mehrmals rezitiert, vielleicht war es bereits in den Bestand des deutschen Denkens übergegangen und zum geflügelten Worte geworden.

Hier fuhr Johann mit dem Wagen vor, da die Pferde, von den Bremsen belästigt, nicht mehr stehn wollten. Man nahm Abschied, und die jungen Mädchen erfuhren noch die erfreuliche Kunde, daß Feodor Sembrizky an einer poetischen Erzählung arbeite, deren Milieu Wald sei.

Alice, sagte Ellen, als die beiden Schwestern allein in ihrem Jungfernstübchen waren, ich will dir sagen, was du bist. Du bist eine ganz schlechte Person.

Ellen!

Sawohl, du bist eine ganz schlechte Person, und ich hätte nie geglaubt, daß ein Mensch so heucheln könnte wie du. — Sei nur ganz still! — Ich weiß, wer „Er“ ist. Und ich weiß auch, was er ist. Eitel ist er, denn er zitiert sich selber. Und wer eitel ist, ist dumm. Und mit dummen Menschen würde ich mich an deiner Stelle nicht einlassen.

* * *

Aus Alices Tagebuch. Ja, er war es. Ellen hatte Recht. Er war es, seine hohe Stirn, seine schmale Hand und seine fremden, hohen Gedanken. Ich stand unter ihrem Bann, ich konnte ihnen nicht widerstehn, aber ich konnte mich ihrer auch nicht erfreuen. Wenn Ellen mit ihrem schlichten Verstand in diese fremdartige Welt hineinsah, war es, als wenn ein Strahl von Tageslicht in das künstliche Licht eines Theaters fällt. Ist das nun wirklich wahr, was in jener künstlichen Welt wahr sein will? Mir kommt es so vor, als wenn F...s Größe vor dem kindlichen Geiste dieses Naturkinds nicht stand halten wollte. Aber wie komme ich zu solchen Gedanken? Welches Recht habe ich, an dem zu zweifeln, was mir noch vor kurzem Evangelium war?

*

Warum verschwieg er, daß wir uns seit Jahr und Tag kennen? Schämt er sich seiner Bekanntschaft, seiner Briefe? Oder ist die Freundschaft, die uns verbindet, ein Unrecht? Oder will er sie zum Unrechte machen? Nein, ich thue Unrecht, solche Gedanken zu haben. Aber ich kann meinen Gedanken nicht gebieten. Sie tauchen auf und reißen die Kränze von meinem Heiligtum herab.

*

Wenn ich ihn reden höre, so legt sich mir ein Druck aufs Herz. Ich kann nicht denken an das Bessere an mir, wenn er redet. Ich könnte auch nicht beten, wenn seine Worte in meiner Seele klingen. Wie beneide ich Ellen. Ellen glaubt nicht an Gespenster. Sie lacht, und der ganze Spuk verschwindet.

Ich habe ihn wiedergesehen. Im Walde war es. Ellen und Lydia waren vorausgegangen, als er aus einem Querwege hervortrat. Er ergriff meine Hand. Ich glaube, er hat sie geküßt. Er redete, lange und eindringlich. Ich weiß nicht mehr, was er sagte, aber es machte mich nicht froh. Es machte mich bange vor mir selbst. Später fragte ihn Ellen: Herr Doktor, was lieben Sie am meisten auf der Welt. Er war offenbar in Verlegenheit, was er darauf sagen sollte, und wich der Antwort durch einen Scherz aus. Ellen sagte: Ich weiß es schon, Herr Doktor. — Nun, was wissen Sie, kleines Fräulein? — Ich weiß, daß Sie sich selbst lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und aus allen Kräften. Und was war seine Antwort? Eine geistreiche Erörterung über Herrennatur und das Recht der Selbstliebe. Sind wir Menschen wirklich so schlecht, als uns die modernen Geistesfürsten machen wollen?

*

Er — aber ich wills nicht sagen, was ich denke. Gewiß, ich thue ihm Unrecht, und das will ich nicht einmal in diesen Blättern. — Ich will Diakonisse werden. Ich will Mama bitten, daß sie es erlaubt. Nur fort von hier.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Parteien und der Zolltarif. Der Kampf um den Zolltarif bietet noch immer ein unklares, sehr unerfreuliches Bild. Die Aufnahme von Mindestzöllen für die vier Hauptgetreidearten in die Bundesratsvorlage hat dem Entwurf keine sichere Mehrheit im Reichstage verschafft. Nur wenn die Konservativen, das Zentrum und die Nationalliberalen die vorgeschlagenen Minimalsätze annähmen, hätten sie die Mehrheit für sich. Die Nationalliberalen scheinen mit einigen Ausnahmen dazu bereit zu sein, aber die Haltung des Zentrums ist zweifelhaft, und die Konservativen lehnen entschieden ab. Sie bestehen auf der Erhöhung der Minimalzölle und ihre Ausdehnung auch auf andre Erzeugnisse der Landwirtschaft, und dafür wird, wie es scheint, wieder die Mehrzahl der Nationalliberalen nicht zu haben sein. In der Tagespresse sind wiederholt die Stimmen für und wider berechnet worden. Es kann hier darauf verwiesen werden, ohne daß wir die Details kritisch prüfen.

Was den Bundesrat veranlaßt hat, auf die hauptsächlich von den Konservativen geforderte Festlegung von Getreideminimalzöllen durch das Tarifgesetz überhaupt einzugehn, ist in der Begründung nicht klar ausgesprochen worden. Der Frage, ob Anlaß dazu vorhanden sei, den Umfang der in Tarifverträgen zugestehenden Zollermäßigung von Anfang an durch die autonome Zollgesetzgebung zu bestimmen, mißt sie nur eine verhältnismäßig geringe Bedeutung bei. Die Befürwortung dieser Maßnahmen, sagt sie, sei ebenso wie die des Übergangs zu einer Tarifpolitik nach dem Vorbilde Frankreichs wesentlich von der Erwägung ausgegangen, daß die Tarifverträge von der Volksvertretung nicht im einzelnen abgeändert, sondern nur als Ganzes angenommen oder abgelehnt werden könnten, und daß ihre Ablehnung unerwünschte Folgen für die allgemeine Politik nach sich ziehen könne. Die Prüfung der Frage habe jedoch zu der Überzeugung geführt, daß im allgemeinen die Nachteile eines solchen Vorgehns die zu erwartenden Vorteile überwögen. Insbesondere würde für Vertragsverhandlungen ein großer Teil der möglichen Erfolge preisgegeben werden, wenn das Ausland von vornherein davon Kenntnis erhielte, bis zu welcher Grenze wir Zollermäßigungen zugestehn bereit seien. „Eine Ausnahme — heißt es dann wörtlich — ist bei den Zöllen für die wichtigsten Getreidearten gemacht worden. Mit Rücksicht auf die weittragende Bedeutung, die ihrer Bemessung für das Wohl der Landwirtschaft und der Gesamtheit innewohnt, erschien es trotz der entgegenstehenden erheblichen Bedenken angezeigt, durch die Gesetz-